


Alexander Schiebel

Das WUNDER von Mals

Wie ein Dorf der
Agrarindustrie
die Stirn bietet

Eine
Anleitung
zum
Widerstand

 oekom



Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien. Dieses Buch wurde auf 100 % Recyclingpapier, zertifiziert mit dem FSC-Siegel und dem Blauen Engel (RAL-UZ 14), gedruckt. Auch für den Karton des Umschlags wurde ein Papier aus 100 % Recyclingmaterial, das FSC ausgezeichnet ist, gewählt. Alle durch diese Publikation verursachten CO₂-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag.

Mehr Informationen finden Sie unter:

<http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 oekom verlag München
Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH
Waltherstraße 29, 80337 München

Layout und Satz: Reih's Satzstudio, Lohmar
Korrektorat: Petra Kienle
Lektorat: Eva Rosenkranz
Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Bildnachweis:

Farbbogen: Gianni Bodini, außer Bild 1 (Torbogen), Bild 15 (Fähnchenbeschriftung),
Bild 16 (Menschenkette): Christof Stache, Umweltinstitut München;
Bilder 12–14 (Transparente, Ja), 17 (Strohuppe): Malser Aktivisten
Porträts (s/w): Wolfgang Schmidt

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

978-3-96006-014-7

Alexander Schiebel

DAS WUNDER VON MALS

Inhalt

1	Ein unbeugsames Dorf	7
	Wie alles begann	
2	Der weite Blick geht verloren	16
	Erste Begegnungen	
3	»Konflikte muss man ausfechten!«	29
	Auf dem Weg zur pestizidfreien Gemeinde	
4	Spuren der Verwüstung in Natur und Gesellschaft	38
	Monokultur und Massentierhaltung: eine Bestandsaufnahme	
5	»Lei net roggeln«	47
	Gespräch mit Johannes Fragner-Unterpertingern, Apotheker von Mals und Kopf des Widerstands	
6	Totenköpfe überall	56
	Arsenal des Schreckens	
7	Mörderische Zivilisation	70
	Klösterliche Gedanken zu den Belastungsgrenzen der Erde	
8	Es wird Zeit, etwas zu tun	83
	Die Frauen von Mals	
9	Mit der Natur arbeiten	93
	Eckpfeiler einer Lösung	
10	»Der Verzicht auf Pestizide ändert das System nicht.«	98
	Gespräch mit Hans Rudolf Herren, Landwirtschafts- und Entwicklungsexperte	
11	»Mir geht es darum, Mut zu machen.«	109
	Begegnung mit Alexander Agethle, Biobauer und Vordenker einer agrarökologischen Landwirtschaft	
12	»Wir führen keinen Kampf.«	120
	Begegnung im Paradiesgarten von Robert und Edith Bernhard	
13	»Ich habe großes Vertrauen in die Natur.«	131
	Begegnung mit Ägidius Wellenzohn, Bioapfelbauer mit schockierenden Erkenntnissen	
14	Der Malser Weg	143
	Triumph bei der Volksabstimmung	
15	Widerstand säen und wachsen lassen	152
	Vom Umgang mit Niederlagen	

16	Öffentlichkeit für die Wahrheit	165
	Ein Facebook-Kanal für das »Wunder von Mals«	
17	Zum Glück nicht gefolt	173
	Strafverfolgung und Wirtschaftssanktionen	
18	Das Wunder geht weiter!	188
	Politische Macht für das Votum der Malser	
19	Die große Depression	200
	Was uns zerstört, wächst schneller	
20	Mein Wunder von Mals (Teil 1)	205
	Die Krise setzt neue Energie frei	
21	Mein Wunder von Mals (Teil 2)	212
	Rückenwind für die Pestizidgegner	
22	Niemals lockerlassen (Teil 1)	219
	Denn wir sind viele	
23	Niemals lockerlassen (Teil 2)	230
	Mit Eigensinn, Ausdauer und Vertrauen	

Ein unbeugsames Dorf

Wie alles begann

«In Österreich ist das Benzin viel günstiger», sagt Gianni Bodini auf dem Weg zur Kassa. »Deshalb fahren viele Südtiroler extra hier herauf, um zu tanken.« Mit »hier herauf« meint Gianni Bodini den Reschenpass an der Grenze zwischen Österreich und Italien, zwischen Tirol und Südtirol. Mein Blick fällt auf ein Schild, das den »höchstgelegenen Campingplatz Österreichs« anpreist. Er liegt direkt hinter der Tankstelle und sieht wenig einladend aus. An der Kassa bestehe ich darauf, das Benzin bezahlen zu dürfen. Schließlich gebe es für die Teilnahme an unserem Filmprojekt kein Honorar. Gianni lässt sich schließlich überreden.

Bevor wir wieder in den Wagen steigen, sehe ich im ersten Stock des Tankstellengebäudes eine Schneewittchenfigur in einem der Fenster. Hinter den anderen Fenstern stehen die dazugehörigen Zwerge. Ich zähle nur sechs. Der siebte Zwerg fehlt. Doch er ist nicht der einzige Mangel. Alles an diesem Ort strahlt eine eigenartige Trostlosigkeit aus. Vielleicht weil die meisten der Gebäude nicht mehr benötigt werden. Wehmütig erzählen sie von einer anderen Zeit, ihrer früheren Bedeutung. Sie scheinen darüber zu klagen, dass heute niemand mehr anhält. Niemand kurbelt das Seitenfenster herunter, um seinen Reisepass vorzuweisen. Niemand wechselt hier Schilling in Lire oder umgekehrt. Niemand steigt hundert Meter nach dem Grenzübertritt aus, um feierlich den ersten italienischen Espresso zu trinken.

Auch Gianni Bodini und ich steigen nicht aus. Wir parken unseren Wagen zwar vor einem flachen Gebäude mit der Aufschrift *Bar Spaghetteria Daniel*, neben dessen Eingang eine italienische Flagge lustig im Wind flattert, aber nicht, um den Grenzübertritt zu zelebrieren, sondern um die vor uns liegende Arbeit zu besprechen. Im Inneren der Bar ist es so dunkel, dass man auf Kunstlicht angewiesen ist. In einer Ecke des Raums sitzt ein dicker Mann mit heruntergezogenen Mundwinkeln und einem Bart, der an einen Seehund erinnert. Er starrt auf ein Glas Bier, das vor ihm auf dem Tisch steht. Sonst ist die Bar menschenleer. Wir gehen zum Tresen und bestellen einen Espresso und eine heiße Schokolade bei einer etwa 30-jährigen

Frau, die nur italienisch spricht. Gianni bringt in Erfahrung, dass diese Frau von Bologna hier heraufgekommen ist, weil sie weiter unten keine Arbeit gefunden hat. Mein Italienisch reicht aus, um Giannis Gespräch mit der Frau in groben Zügen zu folgen, doch es reicht nicht aus, um selbst auch nur einen Satz hervorzubringen. Es reicht übrigens auch nicht aus, um den italienischen Radiosprecher zu verstehen, der seine Moderationen in atemberaubender Geschwindigkeit vorträgt.

Zur Zeit der Römer führte die wichtigste Nord-Süd-Verbindung hier über den Reschenpass: die Via Claudia Augusta. Jahrhundertlang wurden hier Menschen und Waren vom Süden in den Norden und vom Norden in den Süden transportiert. Erst im 14. Jahrhundert, mit dem Bau einer Straße durch das Eisacktal, verlor der Reschenpass einen Teil seiner Bedeutung. Zum Glück, möchte man heute sagen. Während nämlich an diesem Morgen des 17. Oktober 2014 endlose Fahrzeugkolonnen über den Brennerpass und die Autostrada A22 durch das Eisacktal rollen, passiert den Reschenpass nur dann und wann ein einzelnes Fahrzeug.

The main ingredient is love

»Der Film soll eine Art Road-Movie werden«, erkläre ich Gianni. »Wir folgen dem Verlauf der Via Claudia Augusta durch ganz Südtirol, vom Reschenpass bis zur Salurner Klause, und halten unsere Augen offen, warten ab, was uns widerfährt.«

»Wie zum Beispiel unsere Begegnung mit einer Frau aus Bologna, die nur am Reschenpass Arbeit findet?«, fragt Gianni.

»Genau.«

Ich bestelle ein Croissant, das parfümiert schmeckt, und plaudere mit Gianni über die Hintergründe des Filmprojekts, dessen Dreharbeiten gerade beginnen. Produziert wird dieser Film für die aktuelle Kampagne der Südtirol-Werbung. Als Regisseur war ich ausgewählt worden, weil ich als Spezialist für einfühlsame Filmporträts gelte. Seit ich nämlich vor rund drei Jahren von Wien nach Südtirol übersiedelt war, hatte ich Monat für Monat ein solches Filmporträt gedreht und auf der Website »Südtirol erzählt« veröffentlicht. Im Mittelpunkt standen jeweils besonders interessante Menschen, die mir ihre Geschichten ausführlich erzählten.

Im ersten Porträt der Serie ging es um den Bozner Eismacher Paolo Coletto. Das Interview hatte ich damals auf Englisch geführt, da ich noch kein Wort Italienisch verstand. Das Englisch von Paolo Coletto klang ziemlich genau wie das Englisch von Roberto Begnini im Film *Down by Law*. Und irgendwann sagte Paolo dann mit unnachahmlichem Akzent einen Satz, den ich nie vergessen werde: »Let's face it – the main ingredient is love.«

Ich glaube, das trifft nicht nur auf das Handwerk des Eismachers zu, sondern auf jedes Handwerk. Ganz speziell auf mein eigenes. Immer wenn mein Herz bei einer Kameraeinstellung höher schlägt, immer wenn ich innerlich in Jubel ausbreche, während ich durch den Sucher der Kamera blicke, dann entstehen besondere Bilder. Andrej Tarkovsky sagte einmal über die Bilder, die er bei den Dreharbeiten seines Filmes *Nostalgia* machte, dass diese am Ende viel düsterer wirkten, als sie eigentlich dürften. Als ob sich Tarkovskys Gefühle damals in geheimnisvoller Weise auf die Bilder ausgewirkt hätten. »Ich glaube auch an die Übertragung von Gefühlen auf Zelluloid«, sage ich zu Gianni. »Obwohl es natürlich heute kein Zelluloid mehr ist. Was man mit Liebe tut, enthält diese Liebe schließlich auch.« Ich schaue ihm geradewegs in die Augen, um zu sehen, ob er mich nun für verrückt hält.

Gianni Bodini ist Fotograf. Seit Jahren erscheint Woche für Woche eines seiner Bilder in der Lokalzeitung des Vinschgau. Diese Bilder produziert er sehr aufwendig. Oft kehrt er zu einem Ort immer und immer wieder zurück, um mit großer Geduld auf den richtigen Augenblick zu warten. Er lächelt mich an. »Ich bin meine Bilder!« So werde er seine nächste Ausstellung nennen. »Ich bin meine Bilder!« Das wird ihr Titel sein«, wiederholt Gianni Bodini. Er hält mich also nicht für verrückt. Und ich erinnere mich daran, dass eine seiner Ausstellungen der Grund für unsere Reise ist.

Gianni Bodini hatte nämlich eine Fotoausstellung über die Via Claudia Augusta zusammengestellt, die an verschiedenen Orten entlang der alten Römerstraße zu sehen war. Als ich diese Ausstellung vor einigen Monaten besuchte, kam mir die Idee zu diesem Filmporträt. Denn in gewisser Weise ist Gianni Bodini selbst ein Produkt der alten Römerstraße, die Norden und Süden verbindet. Ohne erkennbaren Grund war er als junger Italiener vor Jahren nach Südtirol gekommen, um sich im Vinschgau niederzulassen.

Als wir aus der Bar heraustreten, hat es zu regnen begonnen. Im Gegenlicht der aufgehenden Sonne sehen die Regentropfen wie silbrig-glänzende Fäden aus. Wir fahren los und überqueren nach kurzer Zeit den höchsten Punkt der Passstraße. Unser Blick fällt nun auf einen langgezogenen See. »Der Reschensee«, erklärt Gianni. »Ein künstlicher See. Ein Stausee.« Dahinter, in weiter Ferne, wird das Tal durch einen majestätischen Gebirgszug begrenzt. »Das Ortler-Massiv«, Gianni zeigt mit dem Finger auf einen hochaufragenden, schneebedeckten Gipfel an der östlichen Flanke des Gebirgszugs. »Und da auf der rechten Seite, das ist der Ortler selbst. König Ortler, wie die Einheimischen sagen. Mit einer Höhe von 3.900 Metern ist er der höchste Berg in Tirol.«

Zerstörte Kulturlandschaft für ein Überraschungsei

Die Straße schlängelt sich am Ufer des Sees entlang. In einiger Entfernung sehe ich die Spitze eines Kirchturms aus dem Wasser ragen. Ich kenne dieses Motiv schon von Ansichtskarten und aus Südtirol-Bildbänden. Am Ufer, dort, wo der Turm aus dem Wasser ragt, wurde ein Parkplatz für Touristen angelegt. Wir halten an und steigen aus. Gianni geht hinunter zum Ufer. Ich schlendere inzwischen zu einer großen Glasvitrine, die sich genau auf der Höhe des Kirchturms befindet. Sie enthält ein Modell, das zeigt, wie es hier früher aussah. Man sieht eine weite Hochebene mit zwei kleinen Naturseen: dem Reschensee, der am Nordrand des heutigen Stausees lag, und dem Mittersee an dessen Südrand. Genau unterhalb von mir, wo jetzt der Kirchturm aus dem Wasser ragt, befand sich das Dörfchen Graun. Auf der gegenüberliegenden Seite erstreckten sich die Weiler Arlund, Piz und Gorf. Eingebettet waren diese Ansiedlungen in rund 500 Hektar Kultur- und Naturlandschaft, entstanden in 1.000-jähriger Siedlungsgeschichte.

Ein kurzer Begleittext erklärt, dass es bereits in den 20er-Jahren Pläne gab, das Niveau der Naturseen durch einen Staudamm um fünf Meter anzuheben. 1939 wurden diese Pläne von der faschistischen Regierung geändert. Der Wasserspiegel sollte nun um 27 Meter steigen. Dies lag, so lese ich, im nationalen Interesse zur Stärkung der Industrie.

Durch den Krieg verzögerte sich der Baubeginn für den Stausee bis zum Jahr 1949. Die Bevölkerung wurde enteignet und umgesiedelt. 181 Wohnhäuser und landwirtschaftliche Gebäude wurden gesprengt. Nur den romani-schen Kirchturm aus dem 14. Jahrhundert ließ man stehen. Denkmalschutz.

Die betroffenen Gemeinden, so lese ich, waren dagegen machtlos. Denn unter dem faschistischen Regime in Italien hatten die Gemeinden Südtirols von 1923 bis in das Nachkriegsjahr 1952 keine gewählten Volksvertreter, weder Gemeinderäte noch Bürgermeister. Im Spätsommer 1950 wurde schließlich das gesamte Gebiet unter Wasser gesetzt, und ein riesiger Stausee mit 677 Hektar Fläche entstand.

Ich lese nicht mehr weiter und lasse stattdessen meinen Blick schweifen. Etwa zwei Dutzend Touristen spazieren vom Parkplatz zum See oder vom See zum Parkplatz. Direkt vor mir posiert eine Familie mit Kindern fürs Erinnerungsbild. Sie sehen entspannt und glücklich aus. Auf der anderen Seite der Straße gibt's ein Café mit Sonnenterrasse. Kuchen, Eis und kleine Imbisse. Es nennt sich »Kaffee zum Turm«.

Bevor ich nach Südtirol gekommen bin, habe ich in Wien beinahe zwei Jahre lang an einem Projekt mitgearbeitet, bei dem es darum ging, den ökologischen Fußabdruck von privaten Haushalten durch Grafiken sichtbar zu

machen. Wie viel CO₂-Ausstoß verursachen unsere verschiedenen Aktivitäten als Konsumenten? Wir verglichen Wäschetrockner, Waschmaschine, Geschirrspüler, Tiefkühlfächer, Wasserboiler, Fernsehgeräte usw., um herauszufinden, wo eine Veränderung unseres Lebensstils die größten Effekte haben würde. Die Liste der Elektrogeräte ist dabei nur als Beispiel zu verstehen. Es ging uns natürlich nicht nur um unseren direkten Energieverbrauch. Wir untersuchten auch verschiedene Formen der Mobilität, der Ernährung und des Konsums. Die Ergebnisse waren oft sehr naheliegend, hin und wieder aber auch verblüffend.

Unser Fußabdruck wird zum Beispiel dramatisch reduziert, wenn wir frische, regionale und saisonale Lebensmittel essen, am besten aus dem eigenen Garten, und damit auf die Tiefkühlpizza verzichten, deren Kühlung beim Produzenten, Händler und Konsumenten viel Energie verbraucht. Auch empfiehlt es sich, gegenüber dem Wäschetrockner der guten alten Wäscheleine den Vorzug zu geben. Im Bereich der Mobilität ist es am besten, so viele Fahrten wie möglich zu vermeiden und, wo das nicht geht, auf Muskelkraft zu setzen (zum Beispiel durch Fahrradfahren) und, wo auch das nicht geht, mit anderen gemeinsam zu fahren (im Autobus oder in der Bahn).

Und natürlich erwiesen sich auch zahlreiche Formen des Konsums als äußerst fragwürdig. Zum Beispiel der Kauf eines Überraschungseis. Hier verschlingt bereits die Herstellung der Aluverpackung eine Menge Energie, ebenso wie die Produktion des Plastikeis und die Produktion jener seltsamen Gegenstände, die es in seinem Inneren verbirgt und die nach längstens zwei Tagen im Müll landen.

Es gibt unzählige Formen des Fortschritts, die gar keinen Fortschritt bedeuten, denke ich, als Gianni fragt: »Sollen wir weiterfahren?«

»Ja bitte, so schnell wie möglich.« Es gefällt mir nicht, dass eine über Jahrhunderte gewachsene Kulturlandschaft versenkt und ausgelöscht wurde für ein bisschen mehr Strom, für ein Überraschungsei und eine Tiefkühlpizza.

Wenn die Zeit stillsteht

Wir fahren durch eine Reihe von Galerien. Sie scheinen ziemlich alt zu sein, und ich vermute, dass sie die Straße vor Lawinen, Steinschlag oder Muren schützen sollen. Ihre Bauweise aus grobem Beton erinnert mich an Bunkeranlagen. Auf der rechten Seite sind diese Galerien zum See hin geöffnet. Das Wechselspiel von Licht und Schatten, das Auftauchen und das neuerliche Eintauchen in diese Galerien hat eine hypnotisierende Wirkung auf mich. Ich zähle sieben Galerien, habe das Gefühl, sieben Pforten zu durch-

schreiten und durch sieben Pforten in eine andere Welt zu gelangen. Und diese andere Welt taucht tatsächlich einige Augenblicke später im gleißenden Licht des Morgens auf, als wir eine weitere Hügelkuppe passieren. Unter uns liegt nun ein gewaltiger Talkessel.

»Hier beginnt das Gebiet der Gemeinde Mals«, sagt Gianni. »Mit mehr als 24.000 Hektar Fläche ist die Gemeinde Mals die zweitgrößte Gemeinde in Südtirol.«

Links und rechts von uns erstrecken sich hügelige Wiesen, Weideland für Kühe und Schafe. Ich sehe niedrige Holzzäune, Hecken und Buschwerk, vereinzelt auch Bäume und denke an die versunkene Kulturlandschaft am Grund des Reschensees. So muss es früher auch dort ausgesehen haben. Wenigstens hier unterhalb ist diese uralte Kulturlandschaft noch weitgehend intakt.

Serpentine um Serpentine fahren wir talwärts. Ich bestaune die Bäume links und rechts der Straße, wahrscheinlich sind es Maulbeerbäume. Schief, alle Zweige talwärts gerichtet. Als ob ein heftiger Wind sie peitschte. Dabei ist es heute Morgen windstill. Gianni scheint meine Gedanken zu lesen. »Hier auf der Malser Haide weht ein konstanter Oberwind. Sogar die Bäume wachsen schief.« Er lacht.

Immer wieder hält Gianni den Wagen nun an. Dann wiederholt sich ein seltsames kleines Ritual: Gianni springt aus dem Wagen, holt seine Kamera

Auf der Malser Haide weht ein konstanter Oberwind. Sogar die Bäume wachsen schief.

von der hinteren Sitzbank und beginnt zu fotografieren. Ich steige auf der anderen Seite aus dem Wagen, hole meine Filmkamera und mache Film- aufnahmen von ihm, während er Bilder von der Welt macht. Gemeinsam bestaunen wir das große Geheimnis des Lebens, seine Schönheit und Viel-

falt. Ein Fotograf und ein Filmemacher. Der eine liebt die Welt. Der andere liebt die Tatsache, dass der eine die Welt liebt.

Gianni richtet seine Kamera auf eine sonderbare Szenerie, einige Kilometer von uns entfernt. Aus dem zarten Frühnebel, der immer noch über den Feldern liegt, erheben sich fünf Türme. Drei uralte romanische Kirchtürme, ein mächtiger halbverfallener Bergfried und der Kirchturm der Pfarrkirche von Mals.

»Eigentlich nur ein kleines Bauerndorf«, bemerkt Gianni. »Aber irgend- etwas Besonderes muss es hier gegeben haben. Wieso wurden sonst genau hier so viele Kirchen errichtet? Eigentlich sind es sogar sieben Türme, zwei davon sehen wir aus dieser Perspektive nur nicht.«

Als er den Wagen wieder startet, wechselt er unvermittelt das Thema: »Es gibt keinen größeren Experten für Süßspeisen als mich«, behauptet er selbstbewusst. »Ich kenne jedes Kaffeehaus und jede Konditorei zwischen

Verona und Augsburg. Und in Mals essen wir jetzt eine Kastanientorte.« Er verkündet diesen Beschluss in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. »Es stimmt nämlich nicht, dass man von Süßspeisen dick wird«, ergänzt er, während wir nach Mals hineinfahren. »Von Süßspeisen wird man glücklich.«

Mals ist der Hauptort des Oberen Vinschgau. Der Vinschgau ist ein langgezogenes Tal im äußersten Westen von Südtirol. Ein Tal mit einer Besonderheit: Während viele Alpentäler von Norden nach Süden verlaufen, erstreckt sich der Vinschgau von Osten nach Westen, sodass die Sonne frühmorgens am einen Ende des Tals erscheint und spätabends am anderen Ende untergeht. Die angenehme Begleiterscheinung dieser geografischen Lage: Die Bergkette am nördlichen Rand dieses Tals liegt beständig im Sonnenlicht. Sie wird daher Sonnenberg genannt. Und Mals liegt an einem der sonnigsten Flecken dieses sonnigen Berges.

Gianni führt mich in ein Kaffeehaus mit fantastischer Aussicht. Mit sichtlichem Vergnügen widmet er sich seiner Kastanientorte, während er gleichzeitig über deren Vorzüge doziert. Aus einem Lautsprecher direkt über uns plätschert triviale Musik. Ich kann keinen Unterschied zwischen den einzelnen Musikstücken erkennen.

Gianni erzählt mir, dass er vor einigen Jahren an der Gründung einer Wochenzeitschrift beteiligt war. Diese Zeitschrift sollte ein Gegengewicht zum Meinungsmonopol von Südtirols allmächtiger Tageszeitung bilden – und endete mit dem Verkauf an eben diesen Konkurrenten. »Damals ist mir klar geworden, dass alle Menschen käuflich sind.«

»Diese Ansicht ist schrecklich«, wende ich ein. »Wie kannst du mit einem solchen Menschenbild leben?«

»Ich erhole mich auf den Bergen«, antwortet er. »Ich verbringe ohnehin die meiste Zeit in der Natur und auf den Bergen.«

Nach dieser kleinen Kaffeepause will Gianni mir den Tartscher Bichel zeigen. Einen kleinen Hügel, der sich unweit von Mals genau in der Mitte des Tals befindet. »Man nennt ihn auch den Nabel des Vinschgau.« Um auf direktem Weg die Hügelkuppe zu erreichen, klettert er über einen Holzzaun. Als ich mein Equipment endlich auf die andere Seite des Zauns gebracht habe, ist Gianni bereits einige hundert Meter von mir entfernt. Auf der Hügelkuppe baut er mit schnellen Bewegungen sein Stativ auf. Ich mache inzwischen Aufnahmen der kleinen romanischen Kirche und von der eigenartigen, kargen und gleichzeitig zarten Vegetation auf dem Hügel. Doch ich kann mich nicht recht auf meine Arbeit konzentrieren. Zum ersten Mal habe ich jenes Gefühl, das ich dort noch oft haben sollte. Es fühlt

sich an, als ob die Zeit stillstehen würde. Für den Augenblick ist nichts mehr zu tun und nichts mehr zu erstreben.

Was ich sehe, erreicht ohne Umwege und ohne Ablenkung mein Herz. Diese ungewöhnliche Fülle von Grüntönen, die an manchen Stellen ins Braun des Erdreichs übergehen, an anderen Stellen ins Grau des felsigen

»Endlose Reihen
von Apfelbäumchen,
gehüllt in giftige
Pestizidnebel.«

Untergrunds und an wieder anderen Stellen in einen hellen Gelbton, der den Eindruck vermittelt, als würden diese helleren Flächen, ich weiß nicht wie, von hinten oder unten beleuchtet. Dann die Schafe im Tal, wie mit einem Pinsel in die Landschaft getupft. Da

und dort sind vollkommen harmonisch kleine Baumgruppen verteilt, erstrecken sich Bäche, Wege, niedrige Hecken. In den Gärten der Häuser: Apfel- und Birnbäume. Zwischen den Weiden wogende Kornfelder. Was für eine Vielfalt! Und was für eine Schönheit!

Ein medialer Schutzschirm für Mals und seine Menschen

»Schau dir die Landschaft nur gut an«, höre ich Gianni sagen, »denn in ein paar Jahren wird das alles verschwunden sein.« Langsam wende ich meinen Kopf und blicke ihn entgeistert an. »Warum?«

»In ein paar Jahren wird es hier aussehen wie überall sonst in Südtirols Tälern. Endlose Reihen von Apfelbäumchen, von zigtausend Betonpfeilern gestützt. Dazu Traktoren, die zwischen diesen Apfelbaumreihen auf und ab fahren und sie in giftige Pestizidnebel hüllen.« Immer noch schaue ich ihn fragend an. »Aber es gab doch in Mals vor einigen Wochen eine Volksabstimmung, bei der eine große Mehrheit der Bevölkerung sich gegen diese Form der Landwirtschaft ausgesprochen hat.«

»76 Prozent, bei einer Wahlbeteiligung von 70 Prozent«, bestätigt Gianni; »aber davon werden sich die Obstbauern und ihre Lobby nicht aufhalten lassen. Solange man mit dieser Form der Landwirtschaft Geld verdienen kann, wird nichts und niemand sie aufhalten.« Ich antworte nicht. »Jeder ist käuflich«, sagt Gianni leise und wiederholt damit den deprimierenden Satz aus unserer Diskussion im Kaffeehaus. »Ich nicht!«, widerspreche ich innerlich und überlege gleichzeitig, ob das überhaupt stimmt oder ob es wirklich nur eine Frage des Preises ist.

Als wir etwas später wieder Richtung Süden unterwegs sind, der alten Römerstraße folgend, komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Obwohl ich schon seit zwei Jahren in Südtirol lebe, ist es mir noch nie so deutlich aufgefallen: überall Apfel-Monokulturen, so weit das Auge reicht. Auf jedem noch so schmalen Streifen Land. Apfel und nichts als Äpfel. »In

Südtirol ist nach dem Krieg das größte zusammenhängende Apfelanbaugebiet Europas entstanden«, sagt Gianni, der meine Gedanken zu lesen scheint. Neben den Straßen das immer gleiche Bild: lange Reihen von Betonpfeilern, Apfelbäumchen und Hagelnetzen. Die kleinen Dörfer entlang der Straße versinken buchstäblich in diesem Meer von Apfelbäumen und mit ihnen alle anderen Formen der Landwirtschaft, die es hier früher einmal gab. Ich denke an das Schicksal von Graun. An die Ohnmacht seiner Bewohner. Zwischen 1923 und 1952 gab es keine gewählten Gemeindevertreter in Südtirol, geht es mir durch den Kopf. Heute jedoch gibt es sogar Referenden auf Gemeindeebene! Kann es sein, dass sich dennoch nichts geändert hat? Gibt es tatsächlich keine Möglichkeit, die Vielfalt der gewachsenen Kulturen vor Industrie und industrieller Landwirtschaft zu schützen?

In Südtirol entstand nach dem Zweiten Weltkrieg das größte zusammenhängende Apfelanbaugebiet Europas.

Am Abend desselben Tages wühle ich mich bis lange nach Mitternacht durch einen großen Stapel Zeitschriften. Ich rekonstruiere die Geschichte des Malser Widerstands, so gut dies aus Medienberichten möglich ist. Denn mein Entschluss steht fest: Ich will einen Film über Mals machen, einen medialen Schutzschirm über dieses Tal und seine Menschen spannen.

Dieser Entschluss gerät auch dann nicht ins Wanken, als ich einige Wochen danach, am zweiten Adventssonntag, dem Leiter der Tourismuswerbung für das Meraner Land in der Küche meiner Wohnung gegenüber sitze. Wir plaudern und essen Kekse. Wie alle anderen, mit denen ich bisher über dieses Projekt gesprochen habe, findet er das Thema wichtig. »Allerdings musst du wissen, dass du, wenn du diesen Film tatsächlich machst, ziemlich sicher keine Aufträge mehr vom Land Südtirol erhalten wirst. Und auch keine Aufträge mehr von all jenen Unternehmen und Institutionen, die es sich mit dem Land nicht verscherzen wollen.« Ich schaue ihn ungläubig an. »Also eigentlich überhaupt keine Aufträge mehr in Südtirol«, ergänzt er. Kann er das tatsächlich ernst meinen? Reicht die Macht der Obstlobby so weit? Hat die Furcht vor persönlichen Nachteilen eine Art Denk- und Diskussionsverbot in Südtirol errichtet?

Am Donnerstag, dem 6. November 2014, beginne ich mit den Recherchen zum Dokumentarfilm »Das Wunder von Mals«. Mein Ziel: Ich möchte möglichst viele Informationen über das unbeugsame Dorf im Vinschgau sammeln.